

Der Kastanienhändler.

Von
Martin Juchaczewer.

(Nachdruck verboten.)

Um die jüdischen Einflüsse des kapitalistischen Zeitalters von ihm fern zu halten, lassen wir unseren Sohn im holländischen Baar, wo man sich für hundert Mark eine Villa kaufen kann, ob ein tüchtiger Böttler mehr wert ist als ein schäbiger Schokolade, ob man mit Hilfe einer Million ein Fahrrad erhalten kann.

Trotzdem kommt der hoffnungsvolle Bengel eines schönen Tages mit der Erklärung nach Hause: „Du, Vater, wenn du Kastanien hättest, viele Kastanien, ein ganzes Zimmer voll Kastanien, dann wärst du ein reicher Mann!“

„Wie denn?“

„Hans Jürgen hat es mir erzählt. Die Tiere im Zoologischen Garten streifen gerne Kastanien. Im Zoologischen Garten kann man die Kastanien verkaufen. Für eine Tüte voll bekommt man zwanzig Pfennige.“

Hans Jürgen, Kapitalist, Spekulant, was halt du angeht! Mein Sohn Peter spricht nur noch von Kastanien. Er träumt von den Kastanien. Wenn ich nach Hause komme, empfängt er mich an der Türe mit der Frage, ob ich Kastanien gefunden hätte; wenn ich fortgehe, ermahnt er mich, auf der Straße Kastanien zu suchen. Er kommt von der Schule zu spät nach Hause, da er die Alleen nach Kastanien durchstreift. Er macht seine Schularbeiten nicht mehr ordentlich, denn er denkt nur an seine Kastanien. Er treibt sich, wenn es dunkel wird, auf der Straße herum, um in Privatgärten Kastanien zu suchen.

„Wieder drei Stück“, sagt er und seine Augen leuchten und Dinge er sagt ich dir, Vater, so groß! Er mißt seine Kastanien in der Küche. Zwanzig mal am Tage. Ein Fünftelgrammstück und ein Zweihundertfünftelgrammstück hat er bereits verloren. Während des Spielens sind der schön Kastanien in den Augensteig gefallen. Die Köchin hat meiner Frau erklärt: „Entweder hört der Junge auf, Kastanien zu wiegen, oder ich gehe.“ Da er jetzt tagtäglich seine Kastanien mehr wiegen darf, wackert er, bis die Köchin im Bett liegt. Dann schlief er sich im Nachtschlaf in die Küche, um zu wiegen.

Endlich ist der entscheidende Moment eingetreten: „Vater, jetzt habe ich sechs Pfund zusammen. Sechs Pfund! Das sind zwanzig Pfennige! Macht eine Mark zwanzig Pfennige. Heute nachmittag gehe ich in den Zoologischen Garten und verkaufe die Kastanien.“ Seine Frau sieht mich ängstlich an. Der Junge kam doch nicht im Zoologischen Garten Kastanien hantieren. Ich fühle ihm den Gedanken ansprechen. Was fällt dir ein, Peter. Kein Mensch will Kastanien. Das hat gar keinen Zweck, du brauchst nicht erst noch hinzugehen. Es kauft dir doch keiner die Kastanien ab.“ „Glaubst du?“ Du wirst sehen, Vater, ich werde sie verkaufen.“ Der Junge wird in der Zeit in den Zoologischen Garten gehen und seine Kastanien verkaufen. „Wenn meine Freundinnen das sehen, bin ich für das ganze Leben blamiert“, sagt meine Frau. Schließlich finde ich einen Ausweg. „Peter“, sage ich, „ich kaufe dir deine Kastanien ab. Sechs Pfund für eine Mark zwanzig Pfennige.“

Peter ist einverstanden. Er übergibt mir sechs Zigarrenschachteln voll Kastanien und fordert mich auf, sie jeden Tag zu begießen, damit sie nicht trocken werden. Dann fährt er fort und kauft sich für eine Mark zwanzig Pfennige Schokolade. „Gott sei Dank!“ atmet meine Frau auf.

„endlich hat die Kastanienhure ein Ende. Das war ja entsetzlich.“

Am nächsten Morgen klingelt es. „Ein kleiner Junge will Sie sprechen“, meldet mir das Mädchen. Ein achtjähriger Knirps erscheint, bepackt mit Zigarrenschachteln und zählt mir acht Schachteln vor. „Acht Pfund“, sagt er, „und morgen bringe ich noch mehr.“ — „Sehr schön! Aber was soll ich damit?“ — „Kaufen“, antwortet der Knirps. „Peter sagt doch, Sie kaufen Kastanien. Das Pfund zu zwanzig Pfennig. Es sind acht Pfund, gut gewogen, und morgen bringe ich noch mehr.“

Nach einer halben Stunde kommt ein zweiter Junge und bringt fünf Schachteln, ein dritter übergibt mir vier Schachteln, ein vierter neun Schachteln. Im Laufe des Tages erscheinen vierzehn Jungen und alle künftigen mit freudensprechend an, daß sie in den nächsten Tagen noch mehr bringen werden.

Ich mache meinem Sohn einen Heidenkrach und verheißt ihm eine tüchtige Prämie für den Fall, daß noch ein einziger Junge zu mir mit Kastanien komme. Peter sieht mich mit traurigem Gesicht ab.

Am nächsten Tag aber kommt er mit leuchtenden Augen aus der Schule. „Vater, Vater, du brauchst keine Angst zu haben; es wird keiner mehr zu dir kommen. Aber trotzdem wirst du deine Kastanien bekommen. Ich habe sie für dich den Mühsüßern abgetauft. Zweihundertzig Schachteln bekommt du heute. Alle Kastanien meine: Käse und morgen kommen die Kastanien der Segta an die Reihe. Vater, du wirst Augen machen, die haben zusammen mehr als hundert Schachteln.“

Der Frauenjäger.

Eine ganz ungläubliche Geschichte von
Luis Ulrich-Wien.

(Nachdruck verboten.)

„Sie müssen mich prägen sehen“, sagte der Arzt zu dem Magistratsrat Thomas Redolter. „Sie haben es nämlich auf der Leber. Mehr Bewegung, lieber Freund, mehr Bewegung — dann wird es gleich besser werden.“

Seidem geht er täglich spazieren nach der Arbeit, vor dem Nachhause eine Stunde spazieren.

Als Herr Redolter an einem Herbstabend seinen Spaziergang absolvierte, der ihn durch allerlei schlicht besetzte Seitengassen führte, glaubte er eine Dame zu bemerken, die von einem Herrn verfolgt wurde. Redolter sah genauer hin und stellte fest, daß die Frau nicht bald vor der Dame, daß hinter ihr kein Herr, der Magistratsrat begehrt hätte seine Schritte. Er nahm jetzt wahr, daß der Mensch die Dame auch durch allerlei Worte und Reden zu belästigen schien. Das empörte Redolter und er beschloß, der Dame zu Hilfe zu kommen und ihr seinen Schutz anzubieten. Als er die beiden erreicht hatte, begriff er auch, daß die Dame von dem Menschen nichts wissen wollte. Er war ein kleiner, dicker Kerl mit einem fetten, breiten Pöbelgesichte.

Redolter wartete einen geeigneten Augenblick ab und trat dann an die Dame in dem Momente heran, als ihr Verfolger etwas zurückzublicken schien.

„Meine Gnädige“, sagte Herr Redolter und zog grüßend den Hut. „Begeben Sie, wenn ich so frei bin, Sie gegen den lästigen Menschen, der Sie verfolgt, in Schutz zu nehmen.“

Die Dame war über das Eingreifen Redolters nicht so erfreut, als der Magistratsrat sich das gedacht hatte. „Was meinen Sie eigentlich? Ich habe niemanden gesehen, der mich belästigt hätte“, sagte sie kurz.

Redolter war sprachlos.

„Aber der Mensch da hinten mit dem Pöbelgesicht.“ — „Wo?“

„Diese menschliche Fettkugel, die herangerollt kommt.“ — „Ich sehe niemanden außer meinen Mann“, erwiderte die Dame.

„Das ist ihr Mann?“ sagte Herr Redolter betroffen, während es ihm elastisch über den Rücken lief.

Da hüftete auch schon der kleine Däse heran und leuchtete zornig: „Was hat er gesagt, Mathilde? Ich habe ein Pöbelgesicht und sehe wie eine Fürtigge aus... Herr, das werden Sie mir büßen.“

Der kleine Däse erhob im Schutze der nächstliefenden Finsternis seinen Stolz und ließ ihn auf Redolters fetten Kopf, sehr zu dessen Ungunsten, unsanft niederfallen.

„Ich werde Ihnen ein Pöbelgesicht geben... Sie unverschämter Mensch!“, rief der kleine Däse und schlug darauflos.

Als sich Redolter auf ihn stürzen wollte, erhob aus dem Gesichtspunkte der ehelichen Sympathie die Dame ihren Begleitern und erwiderte kurzer Hand einen Angriff auf den Magistratsrat, welcher sich nun in die Enge getrieben sah und nicht wußte, gegen wen er sich zuerst verteidigen sollte. Es regnete von beiden Seiten schmerzliche Schläge.

„... aber meine Herrschaften“, flammte Redolter, „hier... hier... hier liegt zweifelslos ein Mißverständnis vor... Es hat so ausgesehen, als wenn der Herr die Dame belästigen wollte.“

„Da haben Sie Ihre Mißverständnisse“, schmauchte der kleine Däse, „und da und da für das Pöbelgesicht.“

„Was gehen Sie denn unsere ehelichen Auseinandersetzungen an?“ rief die Frau. „Stämmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten... Sie... Frauenjäger?“

Realistisch hatten sich einige Pöbelkerle eingefunden, die dem interessanten Schauspiel aufmerksam folgten. Als das Wort Frauenjäger fiel, erstickte sich ihre Anteilnahme gegen Herrn Redolter. Wer weiß, wie schlimm sich die Dinge für Herrn Redolter noch entwickeln könnten, wenn nicht ein Schußmann des Beges gekommen wäre und Herrn Redolter, den er gleich mit gefesselndem Range aus dem Schuldigen erkannt hatte, nach dem Polizeiamt abgeführt hätte.

Herrn Redolters Hut war eingeschlagen, sein Kragen herabgerissen, die Strabante im Kampfe verloren gegangen und der Kopf bloß geschwollen.

Auf dem Polizeiamte hoffte Herr Redolter endlich sein Recht zu finden. Aber wie sehr war er enttäuscht, als der Kommissar die größten Zweifel in seine Angaben setzte.

„Geben Sie nur zu, daß Sie der Dame nachgespioniert sind“, drängte der Kommissar, da schon der weit wichtigere Fall eines Taschendiebes der Erledigung harre. Ein Protokoll wurde aufgenommen, die Aussagen der Zeugen festgehalten.

„Ich verfluche Sie, Herr Kommissar, ich wollte die Dame beschützen“, beteuerte Redolter.

„Das können wir... Das ist ein alter Trick aller Frauenjäger... Herr, uns machen Sie nichts vor, uns von der Polizei... Ich sehe ganz klar. Sie wollten sich an die Dame herannähern, darum verhängte ich über Sie wegen öffentlichen Unzuchtswesens und ungehörigen Betragens auf der Straße ein Strafmandat von 100 Mark...“

Redolter war sprachlos. Jetzt sollte er auch noch zahlen weil er sich einer bedrängten Dame hatte annehmen wollen. Es ist alles ein Irrtum... Ich verfluche Sie, ich wollte ich habe nämlich...“

Es half Herrn Redolter nichts. Sein Fall war schon zu Ende. Der Kommissar ließ bereits den Taschendieb herein führen. Es blieb dem Magistratsrat nichts übrig, als hundert Mark zu erlegen und dann schmerzbeengt abzugehen.

Geldmüde mit Beschäftigungs bunten Händen...

Roman von
Friedrich Hellius.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeilungs-Roman“, Leipzig.)

33. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Heute... Wie oft auch schon ein! Im Graubüchel Garnisonlazarett damals. In ferner, ferner Zeit. In einer Zeit, auf die man zurückblickt, gleich wie auf einen schon erdunkelten Traum. Wie auf ein Schlaraffenmärchen, in dem es Goldstücke gab, harte Laler, herrliche, köstliche Erdendinge zu wohlfeilem Preis.“

„In damals... Ein harmloser, weidmütiger Arztlehrer, ganz sitz hoch, Balancierte, Ueberziehung sich, Begrub den Reiter unter sich im Fall. Mit Rippenbräuen trug man den dann davon. Damals... in langem schwerem Kranzenlager, lernte man das Leid. Zum ersten Male auch das Leid.“

„Durch das Kloster wandelt leise Eine Konn' in schwarzer Tracht... Betend für den armen Krieger, Der verwundet in der Schlacht.“

„Ach... und dann... der Krieg. Verwundet... Verblutet. Verbannt. ... Kranke. ... Geplagt und Garnisonlazarett — eine blutrote schieferige Tafel von Schmerz, Dulden und Leid. Immer aber der Glanz warmer, gütiger Mädchenaugen unter der Schwärze mit weigem Rand... Die mitteilgelosten, obergeschichteten Jüge irgendwelcher Pfliegerinnen mit dem Johanniter-Kreuzspiz oder der Krotzkrone Broste am Sa. Und das Leid... das liebe, dumme, alte, süße Leid.“

„Leise klopf es an der Pforte, Ein alt Mütterlein tritt ein, Spricht, mein Sohn liegt hier verwundet, Müht gern' seine Pfliegerin sein.“

„Kurt lächelte traumverhüllt — fernweit, Mochte sie büsch sein die Schwester da draußen mit dem netten, weichen Gejang? Er kannte sie nicht. Seine Stationschweifer hier schien es jedenfalls nicht. Die war hager, ernst und spitz. Nein — also eine andere. Und wiederum: mochte die häßlich sein? Die andere? Häßlich wie...? Ach... So weit es der Gipsverband um das gebrochene Wadenbein zuließ, drehte er sich herum. Griff aus der Schale eine der roten Ra-Franzen-Heim heraus. Setz an dem feinen süßen, tauend Wünsche erweckenden Duft.“

„Wie jene, von der diese Rede kam? Seine Glückssee? Sein Traum? Deiner oder Erfüllung harrete? Sein Gesicht? — Nein! Denn eine Frau war schön wie ein Märchenwunder aus „Tausend und einer Nacht“. Er wußte es wohl.“

„immer war die Schöne — die Feine — die Stolze doch um ihn gewesen. Tag und Nacht... im Wachen und Traum... im Ärmern... in der ganzen trostlosen, stumpfen, graunüchternen Eindrücke und Verlaufsheit seines Krankenzustandes. Mit ihrem, das Mut zur Lohglut higernden Blick. Den langen, schmalen, weichen, weißen Fingern. Der süßen Anmut. Dem Duft...“

„Ach... und trotzdem — er rechnete nach. Wie lange hatte er sie denn nicht mehr gesehen? ... Gebrüt er nur vom Erinnern und Traum? Donnerstag heut. Eine Woche fast seit jenem Sturz.“

„Seitdem nur Rosen von ihr. Ein Mal! Einige Tage danach. Keinen — sonst nichts. Keinen Gruß — keine Zeile — kein Wort. Nicht sie selbst. Nur Rosen...“

„Ueber dem Krankenzustände tiefe Bepfeilweiche. Ein sinniger, stiller Frühlingsnachmittag leuchtete heran. Durch das offene Fenster wehten Fiederblättel Weißschiffchen der Schluch des dummen alten Krankteubelns.“

„Kurt lächelte in den verflüchtigen Klang. Tief die Nase sinken. Suchte Blumenblätter.“

„Es gab im Krankenzimmer davon ja genug. Dem Garten der Allee wehte er äppig heran. Vom Tischlein nebenbei. Frau Rath hatte Afteder gebracht. Mit händ-

rugendem, mitteilendem „Ach“ und „Moi“. Mit Herzengensamer über dem armen Kurt. Mit höchstem Edelsten das was die Tier. Und mit der geheimnisvollen Verfindung, jetzt müsse sie es sagen, sie habe alles vorher geträumt. Ganz deutlich! Er habe... die Wäsch... vom Herrn Oberamtant“ gegangen. Ja... Und da sei der Sturm gekommen...“

„Und Stid for Stid ist in den Drak geplabbert... Ja...“ So Frau Rath!

„Aber auch Ludners waren auf dem Plan. Kam da umlänglich ein Bote von dort mit umfangreichen Paket. Drinnen: Ein prächtiger Brief — zwei Fraichen alten Chamerbin vom Grafen selbst. Zwei dickbäuchige rauchgebürzte Cerelatwürche lässlich Behelener Pöbelnien; — ein Pfund Butter — ein Glas feinsten Orangennarmelade von der Gräfin. Und zwei Tafeln Schokolade — ein hübsch handgemaltes Kärtchen mit vierblättrigem Glückssee darauf von der Komte. Unter dem gemalten Glückssee aber stand von Margrit Ludners Hand: „Blinden Sie es! Gute Besserung und freundschaftlichen Gruß!“

„Blinden Sie es...“ Ein geheimnisvolles Wort. Und doch mochte es so froh. Frauen- und Mädchenaugen sehr sehr.“

„Trauen klopfte es an der Tür. Wer wohl? Gellert? — Der Treue kam ja so oft. Und wirklich der Philofof spazierte gewichtig herein. Ein Apfelbaltin-Zweiclin heute in der gespreckten Hand. „Als Symbolon“, erklärte er dem Freund.“

„Symbol? Wofür?“

„Nicht fragen: Wenn Sinnbilder nicht das Bild ihres Sinnes an sich tragen, sind es Bilder ohne Sinn“, sprach der Philofof. „Wie Rosen ohne Duft...“ Und er zog sich einen Stuhl. Wie — als er dann sah — auf das Tischlein zu Kopfende des Bettes. „Wie bei einer gestirnten Schönen. Hieber... Rosen... Rosen im April. Wofür von veränderter Hand?“

„Von Frau von Elgott, Bester“, lächelte Kurt. Der Gellert ließ dies Wort verwehen. Lat unberührt. Sein Bild schweifte hinweg. Lag dann tiefer und hielt auf einem Fleck zwischen Fenster und Schrank.



während der keine Blicke mit seiner Dame triumphierend das

Domizilialat verließ. Niebelschneitter kam Beholder nach Hause. Er mußte sich während der Nacht kalte Umhänge auf den zerbeulenden

Stoff machen, und am nächsten Tage kaufte er sich einen neuen Hut, einen frischen Kragen und eine neue Kravatte.

Er ging zum Arzte und frag ihn um Rat: „Ich weiß nicht, Herr Doktor, der abendliche Spaziergang bekommt mir nicht gut. Gibt es kein anderes Mittel gegen Oberleiden?“

„Ja, wie sehen Sie denn nur aus?“ rief der Arzt. „So bin geftern auf der Straße, weil es so finster war, zu Fall gekommen“, log Herr Beholder. „Ich habe seitdem eine Abneigung gegen das Spazierengehen.“

Als die Besichtigte im Magistratsbüro bekannt wurde, sagte der Magistratsdirektor zu den Herren: „Wer hätte sich gedacht, daß dieser harmlose Beholder so ein Frauenjäger ist. Ja ja, die stillen Wasser, das sind die tiefsten und ebe Leute, welche scheinbar nicht bis zehn zählen können, haben es hinter den Ohren.“

Seitdem bringt Herr Beholder den Ruf, ein Frauenjäger zu sein, nicht mehr los.

Die Duplizität der Ereignisse.

Von Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Professor Atian Vanderohle hat ein neues Werk geschrieben: Die Duplizität der Ereignisse im Weltgeschehen. Als er eines Morgens mit dem Korrekturenbogen dieses neuen Werkes beauftragt in die Sekretärin, sieht er im Schaufenster eines Buchgeschäftes als Neuerung eine Welt ausgefüllt, dessen Titel ihn erschauern läßt. Er liest: Die Duplizität der Ereignisse im Weltgeschehen. Vom Professor Waldwin Vanderohle.

Vanderohle kauft sich promptreichs das Buch und macht sich am nächsten Schritte mit heißhungrigen Augen über die Besten nach der Besten für er gatterndes geträumert. Was er, Vanderohle, in zehnjähriger mühevoller Arbeit zusammengetragen und in seinem Buche verarbeitet hat, dessen Korrekturenbogen er in der Tasche trägt, das findet er in allen Weltteilen im Werke Vanderohles.

Fretlich: Darüber ist sich Vanderohle auch klar: Nur das gemeine Verdrehen geistigen Diebstahls konnte so etwas ermöglichen. Dieser Vanderohle hatte einfachere Vanderohles Artikel, die er aber das Duplizitätsthema im Laufe der Jahre hier und dort hatte erscheinen lassen, gesammelt, die Lektüre plagiiert, Wäden ausgefüllt und das Produkt nun um ein paar Wochen früher als Vanderohle auf den Markt gebrachten.

Vanderohle erkannte sich sofort bei Vanderohles Verleger nach der Presse seines Plagiators, schickte Vanderohle einen eingeschriebenen Brief, forderte ihn darin auf, zu bekennen, daß sein Buch sich auf Artikeln aufbaue, die er, der Professor Vanderohle, veröffentlicht habe und verlangte, daß das Buch aus dem Handel zurückgezogen werde, anderenfalls er Weiterungen treffe.

Vanderohle schrieb nach einigen Wochen in einem uneingeschränkten Briefe, daß er sein Material in zehnjähriger mühevoller Arbeit gesammelt habe, weder den Namen des Professors Vanderohle bisher jemals gehört habe, noch irgendwem seiner Artikel kenne, garnicht daran denke, sein Buch aus dem Handel zurückziehen und Weiterungen mit Freudigkeit entgegenzusehen.

Als die Verhandlung stattfand, war Vanderohles Buch imphischen erschienen. Vanderohle erklärte es für möglich, daß Vanderohles Buch so neuener, rein zufällig, habe entstehen können. Es müsse unbedingt vorher eine gewisse Befragung durch seine über das Duplizitätsthema geschriebenen Artikel eingetreten sein. Ein Vergleich zwischen Vanderohles Buch und seinen Artikeln müßte jeden normal Denkenden überzeugen.

Vanderohle bestritt. Er kenne nicht nur nicht, sondern garnicht Herrn Vanderohle aus seinen Werken.

Der Richter war trotzdem geneigt, sich auf Herrn Vanderohles Seite zu stellen, da es auch ihm außer unvorstellbar dünne, daß eine Duplizität der Ereignisse in einem Falle rein zufällig eingetreten sein könnte.

„Da...“ sagte er. „Ja, die Blumen und ihr Duft! Ich erpasse da ein köstliches Gewächs. Dem Geruch nach zu urteilen, wuchs es in Burgund. Aber ich glaube, daß die Blumen duftet höher, wie köstliches Rosenöl aus Syriens. Erläutern... Ob wir einmal daran riechen?“

Und er fand auf. Sollte eine der büchischen Burgunderräucherin Vanderhagen Müdigkeit. „Ja, das ist sie“, sagte er. „Gambertin-Bourgoine 1904. Die Blume aller Blumen. Der Duft aller Düfte. Und wie köstlicher Herzschwanz das rote Blut. Damit trinkt man sich gradewegs ins Paradies. Na — Bester, wie ist's?“ Kurt lädelte. „Na ja, Geliebter, — dann ziehen Sie nur auf. Eigentlich sollte sie hier...“

Doch Vellert — den Proporzzeichen zur Hand — die Klagen zwischen den Knien — winkle ab. „Halt! Sollte — ist ein köstliches Wort. Ebenso wie die „Aber“ und „Wenn“. Unentschiedenheiten — Halbheiten — allerlei kleine Selbstäußerungen und Feigheiten schlummern in ihrem Schop. Wirklichkeitsfalsch, Bester — und den dazu gehörigen Mut. Das ist's. Prost!“

In Echtheit geogener Glanz von Myriaden Sonnenstrahlen. Schwarzes Herzblatt im Blutstrahl gelichter Landensieder. Dieser Gambertin war wie der flüchtige Strom aus gelbem edlen Rubin. Rot wie die Tiefse der Parpuzierchen. Wie ein glühender Lavaström Kraftwider Freude und Glückseligkeit tropfte er in den Korb — leitete er sich dem Blut mit.

„Ja — das ist ein Wein“, sagte Vellert andächtlich wie wüchsen den sechs Goldblumen des Allerheiligsten im Dom.

Und dann ganz unermittelt — schnell: „Ich soll Sie also grähen.“ „Denn wenn?“

Vellert aber fuhr fort, als habe er die Frage nicht gehört. „Ja — ich war gestern dort. Gestern erst. Früher hat ich nicht los. Radmittags zwischen 5 und 6 Uhr. Kärbig und fein. Zu Ulaque und Lad. Ja — nun wissen Sie, Bester, schließlich man hängt an der Form.“

Professor Vanderohle behauptete jedoch, daß die Frage, inwiefern eine Duplizität der Ereignisse auf natürliche Weise eintreten könnte, keine sei, die mit dem sogenannten normalen Menschenverstande entscheiden werden könne, sondern eine, zu der spezifische wissenschaftliche Sachkenntnis gehöre. Er beantragte deshalb die Abgabe eines Sachverständigen.

Bei der nächsten Verhandlung erschien der geladene Sachverständige und erklärte: „Auf Grund der Verdachtsleistungen zweier Gelehrter, der Professoren Vanderohle und Vanderohle nämlich, die ihm vorgelegte Frage dahin entschieden werden mußte, daß eine zufällige Duplizität der Ereignisse recht wohl angenommen werden könne. In den Büchern der genannten Autoren sei einwandfrei und nach wissenschaftlichen Methoden zum ersten Male dargelegt, daß zu allen Zeiten große Entdeckungen und Erfindungen von zwei Menschen fast gleichzeitig gemacht worden seien, die unabhängig voneinander in durchaus selbständiger Arbeit zu gleichen Resultaten gelangt wären. Ihm aber dürfe die Entdeckung dieses Duplizitätsgesetzes selbst als eine recht bedeutende Entdeckung angesehen werden, die man durchaus mit vielen bei in den beiden Büchern zitierten Fälle gleichziehen dürfe. Es sei also nicht einzusehen, warum daraus, daß bei der Entdeckung des Duplizitätsgesetzes das Duplizitätsgesetz sich wieder zur Anwendung gebracht habe, etwas anderes gefolgert werden solle als eben die Befätigung des von den Professoren aufgestellten Gesetzes. — Vanderohle ward daraufhin freigeprochen.“

Vanderohle schwankt, ob er in der nächsten Auflage seines Buches Vanderohle an den Pranger stellen oder den Fall als Befätigung seiner Theorie im Anfang ansagen soll.

Bunte Zeitung.

Wie man Schaden eintrifft. In den Gegenden Westaustraliens, welche sich durch ihre großen Goldlager auszeichnen, findet sich ein besonders goldhaltiger Quarz in großen Mengen, und zwar erreicht sich das goldhaltige Gestein unmittelbar von solcher Ergiebigkeit, daß eine Tonne Quarz eine ganze Unze Gold enthält. Natürlich ist das Verhältnis nur selten so günstig, doch auch Quarz, aus dem sich nur 1/10 Unze Gold aus der Tonne gewinnen läßt, kann noch als sehr wertvoll bezeichnet werden. Es war zu jener Zeit, da in Westaustralien die Goldlager nahezu märchenhafte Gewinne brachten, als man in dem Südstädt Southern Cross teils aus Frömmigkeit, teils als kleine Rikame für den Reichtum des Landes eine Kirche aus dem goldhaltigen Quarz zu bauen beschloß, der von den Gruben freiwillig beigegeben werden sollte. Geplant, getan. Die Kirche wurde erbaut und ein Prediger angestellt. Aber es kamen auch schlechtere Zeiten, und eines Tages begab es sich, daß die Gemeinde ihrem Seelsorger das Gehalt säumig blieb. Seine Klagen waren ohne Erfolg, und so sagte er denn einen großen Entschluß, welchen er auch alsbald ausführte: er ließ die ganze Kirche abtragen, ließ die Quarz durch eine Stampfmühle und nahm das Gold, das in dem Gestein enthalten war, in Zahlung. — Was die Gemeinde zu diesem Schritt gesagt hat, ist nicht bekannt, aber Koge, der die päpstliche Gesandtschaft berichtet, sagt noch hinzu, daß sich besonders der Wochenturn vorzüglich beachtet gemacht haben soll.

Literatur.

Jwan W. Aretjewski. Drei Essays. Uebersetzt und eingeleitet von Harald von Hoerstedemann. Drei Masken-Verlag. München 1921.

Russische Kritiker (Belinsky — Dobrosjubow — Pisarcow). Mit Einleitung von Strain Frisk. 1921. Drei Masken-Verlag, München.

Wiedererinnungen und Wirtschaft. Von J. A. Hofson. Uebersetzt von Otto Eccius. Erlangen, Verlag G. C. W. Mohr.

Wie sieht man den Handteitel einer Tageszeitung? Von Ernst Kuhn und Fritz H. Schall. Frankfurt a. M. 1921. Verlag: Frankfurter Societäts-Verlag: G. m. b. H., Verteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Nr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4200 u. 1630.

„Nun alles in der Welt, liebster Bester, aber wo denn bloß? Ich habe nicht den geringsten Schimmer. Bei Herrn von Orghymala vielleicht?“

Ein geringeres mit idiger B. i. i. Verächtliches Lächeln dann. „D — Sie kleiner im Geist. Bei dem — ist? Aber apropos dieser Orghymala. Er ist ein Reptil. Mit einem dreimal durch Horn- und Knochenplatten gepanzerten Fell. Wissen Sie, so eine Schlangentart. Mit beweglicher, an der Spitze gelapterer Junge. Spigen, nach hinten geträumten Röhren. Ohne Augentlieder. Ohne heiliches Hörorgan. Köh. — Nährt sich von Was. Schmutz, Dred. Nö. — Orghymala ist tot.“

„Tot? Seit wann?“ „Nur sein Maul, Bester — sein Maul. Ach...“ lachte er grinnig vor sich hin. „Ich schlug ihm da neulich eins drauf. Das Reptil nannte das Hauskredittkonto. Na schön — mag er. In andern Moment kennt er sich anheimeln nicht aus. Ich warte noch heute vergeblich darauf, daß er sich rührt.“

Aber als Kurt wissen wollte, was denn eigentlich passiert sei, idop der Philosoph die Zeitungen. „Ach, nichts, Bester. Nichts, was der Rede wert ist. Aber ich hatte neulich die Ehre, mit einer schönen Frau über allerlei zu plaudern.“ Kurt stammte auf: „Geliebter.“ Erwartungsaboli dann: „Mit Frau von Vellert gar?“ — Doch der Philosoph wiegte geringschichtig das Haupt.

„Frau von Vellert? Möglich, daß sie so hoch. Ich habe darüber nicht nachgedacht. Was ist ein Name? Was und Kose heißt, wie es auch heute heißt, würde lieblich kusten. — Selbstpate ist tot. Er ist Autorität.“

Er zielte die sprödengeigten Sonnenstrahlen gegen das Glas. Blutzote Lichter Lüften unter dem Schimmer des hellen Golds. Blumige Traumbüste jogten vom Glase wie Woltraud aus Cleuis' heiligem Hain.

(Fortsetzung folgt.)

Schach Aufgabe Nr. 2385 von S. Jörrens. Schachdiagramm mit Lösung: Weiß: Kd7, Dc6, Td5, e8, Lb8, d1, Sc3, h1, Bd7. Schwarz: Kc4, Lg8, h8, Tc6, Sc3, d2, Bb4, c4, d3, f4, g6. Weiß zieht und ist in zwei Zügen matt. Lösung: 1. Ld1-e2!

Schach Aufgabe Nr. 2386 von S. Jörrens. Schachdiagramm mit Lösung: Weiß: Ka1, Dh6, Ta4, Sd5, Bd4, e8. Schwarz: Kd5, Lb1, Bh7. Weiß zieht und ist mit dem dritten Zuge matt. Lösung: 1. Dh6-a6, Kc4 2. d5-f4! d5-f4

Dem prächtigen Werke „Maroccs 100 Schachpartien“ widmen wir nachstehende hochinteressante Partie Nr. 2361. Sie wurde am 9. September 1907 zu Karlsruhe gespielt. Damenbauernspiel. Weiß: Maroccs. Schwarz: Dr. Oshab. 1. d2-d4 d7-d5 2. Lc1-f4 c7-c5 3. e2-e3... Untereinander folgen tat LXXI den unentwickelten Springer abzutauschen, mit Lxh7 + trossen. 12. Ta7-e7 Sd7-b8 13. d4-d5 Sd7-b8 14. Sd5-c6 Lc7-b6 15. Sd5xc6 Dc6xc5 16. Lc4-d4 Dc6-e7 17. e3-e4 Dc6-e7 18. Ld3xc4 Dc6-e7 19. Dd3-c2 Dc6-e7 20. Dc2-e4 Dc6-e7 21. Dc2-e4 Dc6-e7 22. Dc2-e4 Dc6-e7 23. Dc2-e4 Dc6-e7 24. Dc2-e4 Dc6-e7 25. Dc2-e4 Dc6-e7 26. Dc2-e4 Dc6-e7 27. Dc2-e4 Dc6-e7 28. Dc2-e4 Dc6-e7 29. Dc2-e4 Dc6-e7 30. Dc2-e4 Dc6-e7

Rätseln. Aus der jüngst besprochenen hießigen Broschüre: „Was Baum der Schacherkennntnis“ von Dr. C. Tartakow bringen wir nachstehend einige geistvolle Aphorismen: 1. Jede Schul rächt sich — am Schachbrett 2. Wer mag, sollte verlieren. Wer mag nichts — verliert. 3. Um ja nicht auf Verlust zu stehen, verliert mancher die Partie. 4. Was wäre das Schachspiel — ohne den Klebitz! 5. Der beste Zug im Schach, wie im Leben, ist stets — der gemachte. 6. Nur ein harter Schachspieler weiß, wie schwarz er spielt. 7. Die Schachwissenhaftigkeit gilt nicht — falschen Zug. 8.arme Menschen! Wie gleich ihr in allen euren Unternehmungen dem Schachspieler, der „die Partie hätte gewinnen können...“ 9. Zum Schachspiel — diesem Berechnungsspiel par excellence! — gehört Glück und Glück und nochmals Glück! 10. Man ärgert sich am meisten darüber, daß man sich ärgert.

fein... dem... nach... konf... auf... Soll... rerr... schän... Sten... wer... allge... Fort... stellt... verb... schä... Wrt... jogia... geite... zum... Glet... die... Hie... Hie...